

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 177.

Posen, den 4. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.
Von Ernst Philipps.

80. Fortsetzung.

(Nachdruck untersagt.)

Er schweig eine Weile, aß und trank, was vor ihm stand. Er war sich dessen wohl bewußt, daß sein Benehmen heute nicht an eine Abendtafel paßte. Er war zu zurückhaltend, zu ernst. Von hier und dort blickte man zu ihnen hinüber, und Irene knüpfte ein Gespräch mit ihrem Nachbar zur Linken an. Es dauerte eine Weile, ehe Trent wieder sprach und den Faden dort aufnahm, wo er ihn fallen gelassen hatte.

„Selbstverständlich von der Mehrzahl. Ich habe mich gefragt, ob es wohl jemand geben würde, der eine Ausnahme bildete.“

„Ich würde es bedauern,“ sagte sie ernst.

„Bedauern! Das tun die Geschäftsleute auch, die Geld an mir verdienen, und die Leute, die sich meine Freunde nennen und vergessen, daß sie meine Schuldner sind.“

„Sie sind ironisch!“

„Ich kann es nicht ändern. Mein Traum trägt Schuld daran. Heute habe ich dem Unglück ins Auge gesehen.“

„Ich hätte Sie nie für einen Träumer gehalten. Ist denn in Wirklichkeit etwas geschehen, das Sie so sprechen läßt?“

Er warf ihr unter seinen Brauen einen flüchtigen Blick zu. Nichts in ihrem Antlitz verriet mehr als gewöhnliches Interesse für seine Worte. Von diesem Augenblick an jedoch hegte er besorgte Zweifel, ob es wohl noch einen Grund für die Nachgiebigkeit und das Interesse, das sie für ihn gezeigt, geben könne. Die Vermutung allein erschütterte ihn bereits. Er verfiel wieder in sein düsteres Schweigen. Irene gähnte, und die Hausfrau sah sie mehr als einmal teilnahmsvoll an.

Kurze Zeit später begab sich die ganze Gesellschaft ins Theater. Manche der Gäste hatten ihre eigenen Wagen vor der Tür stehen, andere nahmen eine Taxi. Irene kam als letzte die Treppe hinab und fand Trent in der Halle ihrer wartend. Er sah sie an, während sie langsam die Stufen hinabkam, sich die Handschuhe zuknüpfte und ihn leicht fragend ansah.

„Die andern sind bereits fort,“ sagte er. „Lady Tresham gab mir zu verstehen, Sie zu begleiten.“

Sie sah auf die große antike Standuhr in der Ecke.

„Wie lächerlich, solche Eile zu haben. Wir hätten noch gut bei Tisch sitzen bleiben können.“

Sie trat mit ihm hinaus. Vor der Tür wartete Trents Wagen.

„Ich hoffe, die Zigarette hat Ihre Stimmung etwas gebessert,“ sagte sie, als Trent neben ihr im Auto Platz nahm. „Sie werden doch hoffentlich nicht den ganzen Abend über so schweigsam sein wie bei Tisch?“

Er seufzte leicht bedrückt. „Ich hätte gern mit Ihnen gesprochen,“ sagte er schließlich. „Aber heute scheint es mir nicht zu gelingen. Es war viel leichter, als Sie Journalistin waren.“

„Das bin ich doch immer noch,“ lachte sie. „Man kann aber nicht bei einem Berufswechsel einen alten Bekannten im Stich lassen. Uebermorgen nehme ich meine Tätigkeit wieder auf.“

„Tatsächlich?“ fragte er ungläubig.

„Tatsächlich! Sie glauben doch nicht, daß ich dieses Leben des Nichtstuns besonders angenehm finde. Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß eine schreckliche Gleichförmigkeit unter den Menschen herrschen muß, die in derselben Umgebung aufgezogen wurden und das Leben vom gleichen Standpunkt aus zu betrachten lernten?“

„Aber Sie gehören zu ihnen, Sie haben die gleichen Neigungen —“

„In mancher Hinsicht mag ich die gleichen Neigungen haben; aber trotzdem bin ich ein Rebell. Habe ich das nicht deutlich genug gezeigt? Habe ich mir nicht mein eigenes Leben geschaffen? Und trotzdem haben Sie, ohne ein Wort mit mir zu sprechen, den ganzen Abend über neben mir gesessen.“

„Es ist wahr,“ stimmte er zu. „Um uns herum sprach man von so vielen Dingen, von denen ich nichts verstehe.“

„Wie töricht von Ihnen! Sie hätten mir von Fred erzählen können, von der Straße in Afrika. Das würde mich viel mehr als alles andere interessiert haben.“

Das Licht einer elektrischen Straßenlampe fiel in diesem Augenblick in den Wagen und beschien sein energisch geschnittenes Gesicht, die schweren Brauen und den zusammengepreßten Mund. Er lehnte sich zurück und lachte heiser auf.

Bildete sie es sich ein oder war er wirklich in den wenigen Stunden ein anderer geworden?

„Ich habe Ihnen doch schon verschiedenes erzählt. Man mühte annehmen, daß Sie von Fred und mir alles Erzählenswerte über Afrika erfahren haben.“

Sie schüttelte den Kopf, und ihre nächste Bemerkung klang ihm ziemlich rätselhaft.

„Es bleibt noch sehr viel zu erzählen,“ sagte sie. „Einmal hoffe ich, alles zu erfahren.“

Ohne den Blick von ihrem Antlitz zu wenden, antwortete er:

„Das hoffe ich auch.“

XXXVIII.

Der Wagen hielt vor dem Theater, und Trent war Irene beim Aussteigen behilflich — ein wenig gezwungen vielleicht, aber doch nicht ungewandt. Die übrige Gesellschaft hatte bereits ihre Plätze eingenommen. Es war kurz vor Beginn der Vorstellung. Beide nahmen ihre Plätze am Ende der Loge ein, Trent den an der Außenseite, während noch ein Platz neben ihm unbesetzt blieb.

„Ihr hättet euch ein wenig beeilen können,“ meinte Lady Tresham.

„Wir sind ja noch zur rechten Zeit gekommen,“ antwortete Irene und legte ihren Mantel über die Stuhllehne.

Der Vorhang ging auf, und das Spiel begann. Es war ein modernes Drama aus der großen Welt, dessen Verlauf Trent mehr und mehr verwirrte. Gegen Ende des ersten Aktes tauchte ein schöner dramatischer Moment wie eine Rakete in der Dunkelheit auf. Das Publikum,

bisher nur angenehm unterhalten, wurde plötzlich interessiert. Trent beugte sich vor. Der Fächer in Irene's Hand ruhte. Mann und Frau standen sich auf der Bühne gegenüber — das oberflächliche Gespräch, das sie geführt, stockte plötzlich. Der Mann, eines Vergehens wegen öffentlich und mitteillos an den Pranger gestellt, wurde von der Frau in leidenschaftlich fließender Rede beschuldigt. Die Zuschauer wußten, was der Frau im Stid unbekannt war, daß der Mann nur aus Liebe zu ihr gesündigt hatte, um sie vor einer furchtbaren, ihr Leben bedrohenden Gefahr zu bewahren.

Der Vorhang fiel, während die Frau mit einer letzten Drohung das Gemach verließ, und der Mann am Tisch, unbeweglich und mit Augen, die nichts zu sehen schienen, ins Feuer starrte. Die Zuschauer atmeten auf und applaudierten.

Jetzt erst bemerkte Irene, wie sehr der Mann an ihrer Seite in Gedanken vertieft war. Seine Hände umklammerten die Lehnen seines Sitzes, seine Augen waren starr auf den Vorhang gerichtet, hinter dem das Drama wieder versunken war — als ob sie den schweren Stoff durchdringen und in das Zimmer sehen könnten, wo die Luft noch von der Heftigkeit, mit der die Frau ihre Entrüstung geäußert, erschüttert schien. Irene sprach ihn an, und der Klang ihrer Stimme brachte ihn sofort in die Wirklichkeit zurück.

„Gefiel es Ihnen?“

„Der letzte Teil sehr. Welch unerwarteter Umschlag! Erst fand ich das Stid ziemlich unbedeutend, doch nachher wurde es mit einem Schlage anders.“ Er wandte sich plötzlich zu ihr, und sie wurde von dem großen Ernst seiner gestrafften Züge betroffen. „Der Mann sündigte aus Liebe zu seiner Frau,“ sagte er heiser. „War das richtig von ihm gehandelt? Kann eine Frau einem Mann, der sie um ihretwillen betrog, verzeihen?“

Irene nahm das Programm auf und betrachtete es aufmerksam.

„Das kann ich nicht beurteilen,“ antwortete sie.

„Das hängt von den näheren Umständen ab.“

Trent holte schnell Atem und sah vor sich hin. Eine ruhige Stimme neben ihm flüsterte:

„Die Frau würde ihm verzeihen, wenn sie ihn liebt.“

Trent sah sich hastig um, und das Licht schwand aus seinen Augen. Hauptmann Francis hatte den leeren Platz neben ihm eingenommen, der mit einem ziemlich unwirklichen Lächeln sein Erstaunen bemerkte.

„Ein langweiliges Stid. Finden Sie nicht auch? Uebrigens, Herr Trent, bitte ich Sie, mich Fräulein Wendermot vorzustellen. Ich habe in Ultra Ihren Neffen kennengelernt.“

Irene hörte es und beugte sich lächelnd vor. Mit zusammengebißnen Zähnen machte Trent die beiden bekannt. Von diesem Augenblick an bis zu der Minute, da der Vorhang zum zweiten Male aufging, beteiligte er sich nicht an der Unterhaltung.

Die Entwicklung der Handlung entsprach nicht ganz den im ersten Akt geweckten Erwartungen. Im dritten Akt hatte Trent alles Interesse verloren. Plötzlich bekam er einen Einfall. Er nahm eine Visitenkarte aus der Tasche, schrieb hastig einige Worte darauf und reichte sie Lady Tresham. Diese las und lächelte zustimmend.

„Eine glänzende Idee, Herr Trent.“

Er nahm Hut und Mantel und flüsterte Irene zu:

„Ich habe die ganze Gesellschaft zum Souper eingeladen. Ich werde ins „Milan“ fahren und einen Tisch bestellen.“

„Ein glänzender Gedanke,“ strahlte Irene. „Aber sollen alle mitkommen?“

„Ja, weshalb nicht?“

Zehn Minuten später hatte er das Milan-Restaurant erreicht. Der Geschäftsführer machte eine bedenkliche Miene.

„Ein Tisch für achtzehn Personen, mein Herr? Dazu dürfte es zu spät sein. Höchstens in einem kleinen separaten Saal.“

„Den Damen wäre das Restaurant lieber,“ ant-

wortete Trent bestimmten Tones. „Sie müssen es ermöglichen. Die Zusammenstellung des Soupers überlasse ich Ihnen; aber es muß vom Allerbesten sein.“

Der andere verbeugte sich. Das war wahrscheinlich ein Millionär, wenn er im teuersten Restaurant Londons eine solche Sprache zu führen wagte.

„Und für wen darf ich den Tisch reservieren?“

„Scarlett Trent — vielleicht kennen Sie mich nicht; unter meinen Gästen aber befinden sich Lady Tresham, Lord Coestone und Graf Horthon.“

Der andere erhob keine Einwände. Der Name, der Eindruck auf ihn machte, war der Scarlett Trents. Ein englischer Aristokrat flüchte ihm nicht so viel Achtung ein. Aber ein Millionär war ihm das gleiche wie ein Gott.

„Wir werden aus dem Tisch eine T-Form machen, Herr Trent,“ sagte er. „Was für Blumen wünschen Sie?“

„Die schönsten und so viel Sie nur bekommen können,“ war die kurze Antwort. „Ich habe eine Hundertpfundnote bei mir und werde nichts sagen, wenn ich nicht mehr viel von ihr herausbekomme; aber ich will Ware für mein Geld.“

„Das werden Sie, Herr Trent,“ antwortete der Geschäftsführer mit Nachdruck — und er hielt Wort.

Als Trent vor dem Theater wieder anlangte, strömten die Zuschauer bereits auf die Straße. Im Vestibül stieß er auf Irene und Francis. Sie waren in ernster Unterhaltung begriffen, schwiegen aber bei seinem Auftauchen.

„Ich habe Herrn Hauptmann Francis von Ihrer lebenswürdigen Einladung erzählt,“ erklärte Irene.

„Ich hoffe, Herr Hauptmann Francis wird sich uns anschließen,“ bemerkte Trent kühl.

Francis, der zurückgeblieben war, sich eine Zigarette anzuzünden, gab zur Antwort:

„Recht gern, Herr Trent.“

Das Souper war in jeder Hinsicht ein Erfolg. Alle Gäste Lady Treshams hatten die unerwartete Einladung angenommen. Jeder schien glänzender Stimmung zu sein und froh, nach den Stunden des Schweigens im Theater nach Herzenslust plaudern zu können. Das Souper selbst war wirklich erstklassig. Vom Kaviar und den Ribizeiern bis zu den verschiedensten Eissorten war alles von auserlesener Qualität. Der Saal gehörte zu den schönsten Londons. Es dünkte Trent fast ein Traum, als er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und die Gesellschaft überblickte — die Damen in Abendkleidern, geschmückt mit Juwelen, die in dem rotgedämpften Licht funkelten, die Mengen roter und weißer Blumen, das schimmernde Silber und der in den Gläsern perlende Wein. Die Musik auf dem Balkon mischte sich mit den leisen, fröhlichen Stimmen der Damen. Irene saß neben ihm, und alles war ausgelassener Stimmung.

Nur ein Gesicht befand sich am Tisch, das Trent an die Launen der Glücksgöttin erinnerte — ein Gesicht, dessen er seit den letzten Stunden nur mit Haß gedachte. Doch er gehörte zu dem Kreis der anderen, man kannte seine Familie; er schloß neue Freundschaften und fristete alte wieder auf. Als die allgemeine Unterhaltung einen Augenblick schwieg, schlug plötzlich seine Stimme laut an Trents Ohren:

„Afrika ist ein Land der Ueberraschungen. Ultra, zum Beispiel, erscheint mir ein trostloser Verbannungs-ort alles Weißen. Als ich das lektmal dort war, sah ich täglich einen sehr alten Mann, der in dem Gemüsegarten eines kleinen Missionshauses beschäftigt war. Stundenlang stand er, auf den Spaten gestützt, immer mit dem gleichen leeren Blick auf das Meer sehend. Endlich erzählte mir jemand seine Geschichte. Er war Engländer guter Herkunft, der sich in jungen Jahren vom Leichtsinne verleiten lassen und im Gefängnis seine Strafe hatte verbüßen müssen. Als er wieder frei wurde, ließ er sich, um seiner Familie nicht länger zur Last zu fallen, für tot erklären und reiste unter falschem Namen nach Afrika.“

(Fortsetzung folgt.)

Heimkehr aus den Tropen.

Von Kurt Voss.

Groß und kühn steht die Nahe des dreieckigen Vassiegels vor dem rotgelben Himmel gestreckt. Festerlich ist das Schweigen der Sahara weithin über den Nil gebreitet. Sonne wie geschmolzenes Glas wölbt sich darüber zur unendlichen Kuppel.

Es ruht sich gut in den Matten des Dackaufbaus. Ein Beduine bespricht von Zeit zu Zeit kühlend das dampfende Sonnenfegels. Das Kiehlwasser wie azurblaue Tinte langhin gestreckt in die lehmige Flut. Am Ufer marri unter dichten Mangroven und schwanzen, hochgestielten Fächern der Dattelpalmen ein uraltes Schöpfrad. Träg schrauben sich Geier zur Höhe. Auf schimmernder Düne die rassistige Silhouette eines Reitkamel, darüber der wehende Beduinenummus. Die Luft ist erfüllt wie von flimmerndem Goldstaub.

In beschwingtem Traume gleiten vor Adrian Sabigner die Bilder vorüber, eine verhaschende Kata Morgana: vor sechs Jahren im Frachtensegel von Hamburg nach Angola, der schwere Marsch ins Kongo, die abbrodelnde Trägerkarawane, endlich mit zwei getreuen Schwarzen die unermüdlichen Forscherwanderungen im Abangi Schani Territorium, die schwellende Last der Tagebücher, Kartenrisse, Zeichnungen, Herbarien, neue über neue Erkenntnisse, Jagden, aufklammernde Dörfer, Kraalnächte, Kampf, Tanz, Trauer und Fest, große Treue, mannhafte Redlichkeit, unüberbrückliche Gastfreundschaft, — einfältige, aber tapfere, aufrechte und aufrichtige Wilde, — endlich Abschied, Geleit von Freunden über den Kagera an den Bahr el Ghazal, die Quellflüsse des Nil, bis Assum, da dort erst der Strom unterhalb der sechs Katarakte schiffbar wird. Bunter, leuchtender, heizlebender Kranz, nimmerwelf.

Der Wind frischt auf, der Mast knirscht im Getäu unterm Druck. Reisfelder widerleuchten nach im ermattenden Spätlacht. Fern wagt Mais, endlos. Monoton gerweht ein Schifferlied in den Abend.

Und über dem Horizont wächst schimmernd empor die Ma-basternische von Maser el Nakhira, der „Siegreichen“, das Wahrzeichen Nakhira.

Der Friede flieht, dumpf dröhnt das aufgeregte Leben die ganze Nacht herüber, Richter zucken über Rauchfahnen, Schreie, Musikfetzen zerhacken den Schlaf.

In kühler Frühe legt das Nilboot an zwischen schmierigen Dampfzügen unter den flachdachigen Hafenhäusern. Fellachen drängen sich zu Klumpen, arabisches Glucken steigert sich zu wahnwitzigem Lärm. Wasserträger schreien ihr „Moje, Moje!“, die Hamals brüllen sich „Kell“ (Hund) an, „Wadschisch!“, „Wadschisch!“ überläut alles. Mit Mühe wählt Adrian aus dem armenworfenden Anäuel einen Dragoman in olivfarbenem Khaki aus, dem er die Lösung der Fracht überläßt. Das Gebetschwilt an — die Körbe und Kisten auf den Köpfen, geht der Zug der Träger zum Hause eines Scheichs, der sie in Kasian und Bez mit großer Feierlichkeit empfängt. Alle sitzen sie im offenen Hausflur, die krumme Zigarette im Mund haumelnd, die Stadt flutet braufend vorüber mit Tramway und Kamelen, weißleuchenden Europäern und nackten Negern, mit Eseln, Ochsen, Ziegen, Melonenkarren und Militärmusik.

Alle seine Ballen, Sammlungen, Handschriften, Elfenbein und Gold gibt Adrian dem Scheich in Verwahrung, ein Handschlag besiegelt das Vertrauen. „Allah Ichheim“.

Dann sucht er seinen Konsul auf, um nach Post aus der Heimat zu fragen. Verhaft, freudig, wird er begrüßt, aber: „Post? Keiner, nein, gar nichts. Ihr Gepäck? Beim Scheich Gaber el Wir? Dem Ergaumer? Raten Ihnen, holen Sie alles schleunigst dort wieder ab! Hoffentlich haben Sie Quittung und Verzeichnis. Wir sind gern bereit. Besuchen Sie uns heute Abend, ja? Kleiner Preis bitte! Auf Wiedersehen, Herr Sabigner!“

Adrian geht betäubt zurück. Das Haus des Scheichs ist verschlossen. Auf Anraten eines englischen Fremdenführers holt er sich Polizeihilfe aus der Zitadelle. Man erbricht die Tür, holt den Scheich vom Gebetssteppich.

„Ich kenne beim Propheten diesen Offendi nicht. Bei allen sieben Seligleiden, der Offendi tritt, tritt, ich habe nichts in Verwahr bekommen!“ Der Dragoman wird gesucht, gefunden; er beweert, den Scheich seit drei Wochen nicht gesehen zu haben, den Offendi habe er wohl in der Frühe des Tages beobachtet, wie dieser einen Dragoman und sechs Hamals mietete und mit ihnen in die Stadt ging, — er kenne niemanden ferner Leute.

„Haben Sie Schriftliches, Monsieur?“ „Nein.“ „Das ist bedauerlich, leichtsinig, Monsieur.“ — Wir werden weiter suchen. Ihre Wohnung bitte? Wenn wir etwas finden, geben wir Nachsicht. Aber viel Hoffnung haben wir nicht. Watsch — macht nichts.“

Mühseliges bedauerndes „Watsch-Watsch“ — auf schief geneigten Köpfen; die Augen grinsend, hämisch.

Von all den nadelstanzenden Minarets herab fliegen die Gebetsrufe der Moschais:

„Allah il Allah“ —

„Allah hu albar!“

Adrian schlenkert verlorenen Sinnes unter den Schamoren der Mikamale. In der Heimat kein Gedanke, niemand hatz meiner — hier kein Treu und Glauben von Mann zu Mann, ein Handschlag vollzogener Betrug, Kultur, Geschäft, Geldfieber, — wenn ich heimkehre, münzen sie mein Gehirn in Gold um, mein Wissen, mein Erlebnis, meine Freude, mein Leid — in lauter Goldstücke, bis ich leer bin, dumm, verachtet, ein Narr, Schauspieler, Sache, ausgebeutet, erledigt, abgetan.

Sechs Jahre voll Leben, Leben! War „Heimkehr“ das Gutnacht und der Morgengruß!

Mit den schweren Schritten des Urwaldjägers gelangt Adrian wie innerlich getrieben an die Maimauer. Seine Araberschiffer springen auf.

Er steht sie stumm an. Nur in seinen tiefen Augen brennt eine Sprache: „Ich kehre heim, ha, heim ins Abangi! Das Segel hoch, das Ruder herum! Heim ins Abangi, zu euch, Freunde!“

Wortlos hebt er die Hand, Ziel zu gen Siden.

Das kluge Kind.

Von Ludwig Nagy.

Ich pflege nicht zu lügen, dies einmal jedoch konnte ich nicht umhin, es zu tun. Wir haben nämlich ein kleines zweijähriges Kind, das heißt, ich und meine Frau, und das Kind ist sehr klug, wirklich sehr klug. Nun ist aber jedes Kind klug, zumindest wird es von den Eltern dafür gehalten, — und hier beginnt die Komplikation. Denn wie soll ich überzeugend erzählen können, wie klug eigentlich unser Kind ist? Was immer auch ich von ihm berichte, meine Bekannten haben all dies bereits von Kindern anderer gehört. Die Sache verhält sich also so, daß unser Kind sehr klug, auffallend klug, viel klüger als tausend andere Kinder ist, — und daß ich infolge der Märchen, der phantastischen Uebertreibungen der anderen nicht imstande bin, dies meinen Mitmenschen mitzuteilen.

Im allgemeinen verhält es sich mit der Klugheit der Kinder folgendermaßen: Die Mutter ist Trauben, das Kind sieht dies und sagt: „i—au, i—au“, was bedeuten soll: „ich auch, ich auch!“ Die Mutter ist glücklich, gibt dem Kinde Trauben, was an und für sich noch kein Unglück wäre, doch ist sie überzeugt, daß das Kind unwahrscheinlich klug, viel klüger ist, als Immanuel Kant in seinen besten Jahren war, denn es hat „i—au, i—au“ gesagt, das heißt: „ich auch!“

Da sieht man die große Klugheit! Es ist wirklich kein Kunststück, von jemandem Trauben zu verlangen, das bringt sogar ein Erwaachsenener fertig. Dies fühlt auch die Mutter, doch muß sie mit dem Kinde prahlen und erzählt deshalb den kleinen Fall folgendermaßen: „Ich aß Trauben und gab ihm absichtlich nichts, denn ich war neugierig, was es machen würde. Das Kleine macht große Augen, beginnt dann zu sprechen und sagt Wort für Wort: „Ich finde es wirklich höchst merkwürdig, daß eine Mutter das Herz hat, vor ihrem eigenen einjährigen Kinde Trauben zu essen und ihm keine anzubieten.“

Es läßt sich nicht leugnen, daß das einjährige Kind über eine etwas früh entwickelte Rednergabe verfügen würde, wenn es dies gesagt hätte. Aber was kann man dagegen tun, wenn die Mutter, vor Glück überhäupelt, den Fall derart berichtet? Dieser Fall und hunderttausend ähnliche Fälle dienen mir als Entschuldigung, wenn ich ebenfalls log.

Die Geschichte trug sich in Wahrheit so zu, daß ich an einem Wintertag mit dem Kinde in unserem Garten spazieren ging. Als ich am Brunnen vorbeiging, glitt ich auf dem Eis aus, fiel hin und riß das Kind mit. Es begann zu weinen, denn es hatte sich gestochen, ich stöhnte, denn ich hatte mir beinahe den Arm gebrochen. Das Kind weinte, weinte, heulte, heulte, ich hielt mir den Arm und stöhnte. Als es begriff, daß auch mir ein Unheil zugestoßen war, hörte es plötzlich zu weinen auf. Es betrachtete mich prüfend. Und als es mein schmerzverzerrtes Gesicht sah — es mochte kein schöner Anblick sein! — runzelte es die Stirn und fragte mich, über den eigenen Schmerz völlig geirrt:

„Tut es weh?“

Nun, das gefiel mir sehr. Wohl könnte ich in der Eile nicht erklären, weshalb, doch gefiel es mir ungewöhnlich, ich war entzückt und hatte das Gefühl, unser kleiner Sprößling sei unendlich klug, ein richtiger Weiser. Worin die Klugheit besteht... Nun... nun... nun gerade das ist es ja, was schwer zu erklären ist. Ich muß schon um Entschuldigung bitten, aber es beruht ja doch eine große Intelligenz, wenn ein kleines Kind sich selbst ganz vergißt und sich voll Teilnahme mir zuwendet. Oder vielleicht nicht?

Kurz, dieser kleine Fall gefiel mir sehr und ich wollte ihn um jeden Preis erzählen, in dem Ton: So klug ist unser Kind, so selten klug, es gibt auf der ganzen Welt kein zweites ähnlich kluges Kind.

Bei meiner Frau hatte ich selbstverständlich leichtes Spiel, sie honorierte sofort meine Erzählung, nahm das Kind in die Arme und bedeckte sein Gesicht mit Küffen. Am Abend desselben Tages

waren wir jedoch bei den Willen gelassen, eine größere Gesellschaft bei der auch verschiedene Väter und Mütter anwesend waren. Ich könnte es kaum erwarten, mit meiner Abergeschichte herabzujurken. Und bei der ersten Gelegenheit fing ich mit großer Selbstsicherheit an. Ich erzählte, erzählte, daß wir im Garten spazieren gingen, das Kind neben mir trippelte und daß wir ausglitten, ausglitten, ja . . . Das Kind begann zu weinen, ich begann zu stöhnen, als es aber bemerkte, daß auch ich mich gestoßen hatte . . .

Oh weh! Jetzt sitze ich in der Patschel. Wie soll ich die Erzählung beenden? Die Leute sehen mich mit offenem Munde an, und da soll ich einfach sagen, das Kind habe mich gefragt, ob es schmerze? Sie würden sich enttäuscht abwenden und einander spöttisch anlächeln. Ja, das ist der Fluch der vielen Ueberschreibungen und Ueberschwänglichkeiten, zu denen sich gewissenlose Eltern bei der Bräuterei mit ihren Kindern hinreißen lassen. Aber ich lasse mich nicht unterkriegen. Ich werde mich nicht wegen der gewissenlosen Lügen der anderen mit meinem Kinde blamieren. Nein! Weiter fuhr ich kühn fort:

„. . . es blinnte mich an, hörte plötzlich zu weinen auf und sprach mit ernstem Gesicht: „Solamon misoris socios habuissis malorum!“, zu deutsch: „Es ist ein Trost für die vom Unglück Betroffenen, im Unglück Gefährten zu haben.“

So ein kluges Kind! Ein wahres Wunder!

(Einzig berechnigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

Der Hochzeitsstaat des Mannes.

Die Natur sorgt in der Vogelwelt verschwenderisch für den Hochzeitsstaat des Männchens und gibt damit einen Fingerzeig. Auch der Mensch, der seine Hochzeit feiert, muß auf seinen Anzug bedacht sein. Das ist für ihn ein gar nicht so einfaches Problem. Denn auch die Mode der Herrenkleidung wechselt von Jahr zu Jahr, und da ein Mann sich meist um ihre Einzelheiten nicht sonderlich zu kümmern pflegt, bringt ein so außergewöhnlicher Festakt, wie es eine Hochzeit ist, ihn meist in die größte Verlegenheit, denn natürlich möchte er von seiner schönen Braut nicht absteigen, und vor allem hat er den Wunsch, ihr auch im Hochzeitsstaat zu gefallen. Wie also hat er sich bei den verschiedenen festlichen Anlässen zu kleiden, die eine Hochzeit mit sich bringt?

Hat der Mann das Jawort seiner Angebeteten bekommen, so hat er die Pflicht, sich ihrer Familie vorzustellen und die Einwilligung der Eltern zu erbitten. Er wird zu diesem Zweck meist einen eleganten schwarzen Gut und gestreifte Weinkleider anlegen, dazu immer ein weißes Oberhemd; es wäre absolut stillos, etwa ein buntes Oberhemd zu wählen. Eine silbergraue, gemusterte Krawatte wird am passendsten sein.

Wird die Verlobung durch eine Abendgesellschaft gefeiert, so ist der einreihige Smoking mit breiten Seidenrevers am Platz, dazu weiße Weste, Lackschuhe, schwarzseidene Socken, weißes, glattes, leicht gestärktes Hemd. Dazu schwarzen Selbstbinder.

Zu der standesamtlichen Trauung auf dem Rathause wird der Bräutigam ein schwarzes Jackett mit Treffeneinfassung anziehen, dazu schwarze Weinkleider und eine weiße oder elfenbeinfarbene Weste. Die Krawatte kann mit einer Perle geziert sein. Schwarze Lackstiefel sind die geeignetste Fußbekleidung. Unter Umständen werden auch Samaschen gewählt, und zwar vorzugsweise weiße.

Bei der Trauung in der Kirche ist der früher unumgängliche Bräutigamsstrack zum alten Eisen geworfen, der Mann trägt heute ein schwarzes, mit Treffe eingefaktes Jackett, das mit einem Knopf geschlossen wird. Die einreihige Weste kann für stärkere Herren eine kleine Schneppe haben. Die schlanken Figuren werden dagegen eine zweireihige Weste, die unten gerade geschnitten ist, bevorzugen. Dazu trägt der Bräutigam sehr dunkelgraue Weinkleider ohne Streifen. Ein steifer Kragen mit großer Klappe und silbergauer Krawatte vervollständigt die Eleganz. Auch weiße Samaschen sind vielfach beliebt. Die Lederhandschuhe müssen matt und sehr hellgrau sein.

Auch die Brautführer müssen bei der kirchlichen Trauung ebenso gekleidet sein wie der Bräutigam. Ihnen ist eine etwas lebhaftere Krawatte gestattet, auch dürfen die dunkelgrauen Weinkleider etwas gestreift sein. Samaschen sind aber für die Brautführer nicht üblich. Also Frack und Smoking haben bei der Hochzeit nichts mehr zu tun, das muß allen Teilnehmern an einer solchen Festlichkeit ernsthaft ans Herz gelegt werden. Denn es ist mit der heutigen Geschmacksrichtung unvereinbar, bei hellem Tageslicht im Frack zu erscheinen. Der Frack ist das Gewand der strahlend erleuchteten Ballsäle und der pompösen Festlichkeiten, — die Hochzeit hat man dagegen mit Recht in die Reihe der intimen Privatfestlichkeiten eingegliedert, bei denen der Frack unangebracht ist. Eine weiße Wunde im Anopfloch ist aber dem Bräutigam auch trotzdem vergönnt.

Im allgemeinen müssen die Brautführer sich vorher erkundigen, in welchem Anzug der Bräutigam erscheinen wird, denn nichts wirkt uneinfacher, als etwa ein Bräutigam im Frack, während seine Brautführer Jackett tragen und umgekehrt. Hier ist eine vorherige Beratung unerlässlich, damit niemand der Teilnehmer aus dem Rahmen fällt.

„Graf Beppelin.“ Jemandem forschender Journalist labelt auf gut Glück seinem Blatt, daß das Luftschiff „L. 127“ in Friedrichshafen am Geburtstag des Grafen Beppelin zu dessen Andenken auf seinen Namen getauft wurde. Also kamen sie aus allen Gauen zum freudig gedanklichen Anlaß, die Luftfahrer dampften per Sonderdampf von ihrer Konstanzer Lagung herbei: es mußte getauft werden, der Gebante war geboren, der Name erklärt, Frau Gräfin Brandenstein-Beppelin entwarf die Taufrede. Die Wonnereise arbeitete wie die Wiesel, „L. 127“ wurde pünktlich zum 9. Juli fertig, auch die Wiesel sah schon da und blies auf die Minute los. „Glück! Graf Beppelin“, an dieses Taufwort der Gräfin knüpfte sich große Wünsche und berechnigte Hoffnungen. Es wird die Leser interessieren, daß das „Illustrierte Blatt“ Frankfurt a. M. in seiner neuesten Nummer (Nr. 20) eine Reihe hebeausamer Photos von diesem festlichen Ereignis bringt, von dem Luftschiff selbst, den Innenräumen und bedeutenden Mitarbeitern an diesem Werk. Das gleiche Heft enthält unter dem Motto: „Blaubäutige Ritter“ einen ausführlichen Bericht über verschiedene französische Frauenmörder, um die sich in den letzten Jahren große Sensationsprozesse gedreht hatten. Ebenso wird das geheimnisvolle Verschwinden des Bankiers Loewenstein in Wort und Bild gewürdigt. Hermann Abeling sorgt mit einer hübschen Scherzseite „Vor und nach 25 Jahren“ für den Humor, während eine eingehende Schilderung Lapplands und seiner Bewohner, sowie ein Bildbericht über die in alten Sagen eine große Rolle spielende Antilope (Aufnahmen aus dem Dresdener Zoo) auf seltener beachtete Naturschönheiten hinweist. Die Hauptversammlung des „Vereins Deutscher Ingenieure“ wird durch einen Artikel „Die Technik will zur Punkt“ gewürdigt. Aktuelle Bilder aus aller Welt, die Witz- und Rätselseite vervollständigen den Inhalt der reichhaltigen Nummer. Das Heft ist für 20 Pfennig zu haben.

Der neue Intendant von Koblenz. Zum Intendanten des Stadttheaters in Koblenz wurde der bisherige Intendant des Städtebundes in Neuz, Richard Jost, ernannt, der bereits das gesamte Schauspielensemble verpflichtet hat.

Der Laubabfall in den Tropen. Hat die Sonne bei uns den höchsten Stand erreicht, so ist auch die Belaubung von Baum und Strauch am weitesten vorgeschritten. Anders ist dies in den Tropen. Ist dort die heißeste Jahreszeit herangekommen, so werfen die Bäume ihre Blätter ab. Wie sich bei uns Baum und Strauch durch Abwerfen der Blätter vor dem Winter schützen, so tun dies die Bäume und Sträucher in den Tropen vor der übermäßig großen Hitze. Auch die Kräuter werfen in der größten Hitze das Blattwerk ab und erscheinen wie abgestorben. Wie viele Reisende bekunden, macht daher der Urwald während der heißesten Jahreszeit einen durchaus öden Eindruck. Er sieht nicht viel anders aus, wie bei uns der Wald im Spätherbst oder im Winter. Erst wenn die Regenperiode herangekommen ist, kommen rasch wieder Blätter hervor. Die Feuilletonisten haben also durchaus unrecht, wenn sie von einer ewigen Pracht des Urwaldes fabulieren.

Wieviele Orte des Namens Rom gibt es auf der Welt? In Europa gibt es außer der ewigen Stadt noch ein kleines Städtchen auf der Insel Gotland, das Rom heißt, ferner ein Kirchdorf Rom in Mecklenburg, eins in Polen und eine Gemeinde Rom in Frankreich im Departement Deux Sèvres. — In Asien gibt es ein Städtchen Rom, in Indien, im Bezirk Birma, ein Dörfchen, das Rom heißt, und in Afrika trägt eine Missionsstation, im Gebiet der Basutos, denselben Namen. Amerika jedoch hält auch hier wieder den Rekord. In Nordamerika gibt es nicht weniger als neun Orte mit dem Namen Rom. Der größte mit 30.000 Einwohnern ist im Staate Indiana gelegen, ein zweites Rom liegt in Texas, ein drittes in der Nähe der Niagara-Wasserfälle und so weiter. Südamerika zählt drei Rom, eines in Argentinien, eines an der Linie Patricia-Manca und eines in Feuerland. Ferner gibt es noch ein Rom in Queensland und auf dem Malaischen Archipel.

Eine seltsame Hagel-Feier. Bei dem Stamme der Jarum-Djarei, den Eingeborenen eines Teils von Malakka, ist es Brauch, daß man bei jedem Hagel einige Hagelkörner verschluckt. Ist dies geschehen, so nimmt man ein Hagelstorn und wirft es hoch in die Luft hinauf, und zwar zu Ehren der großen Gottheit La Bedn, die das Naturgesehen schützt und überwacht. Nach dem Glauben der Jarum-Djarei legt dann, wie Schebekta berichtet, der Gott die Hagelkörner in Früchte, was zur Folge hat, daß sich alsbald eine besondere Fruchtbarkeit einstellt.

Fröhliche Ecke.

Der Sünderbudd. Lehrer: „Ich habe gestern Ihren Jungen gefragt, wer Macbeth geschrieben hätte, und da sagte er mir, er wäre es nicht gewesen.“ — Vater: „So ein Schlingel; wenn der sagt, er hätte etwas nicht getan, dann war er es ganz sicher.“

Der Pflichtbejuch. Dienstmädchen: „Bedaure sehr, Frau Schmidt ist ausgegangen.“ — Besucher: „Danke sehr. Als ich zur Gardentür hereintret und sie aus dem Fenster schauen sah, fürchtete ich schon, sie könnte zu Hause sein.“

Die moderne Tochter. Junger Mann: „Ich möchte Ihre Tochter heiraten.“ — Vater: „Was sagt sie denn dazu?“ — „Sie möchte schon, — wenn Sie dagegen sind.“